

Vorwort

Die Vorgeschichte dieses Buches reicht zurück in das erste Jahrzehnt meiner Marburger Lehrtätigkeit. Damals schlug ich mich mit dem Problem herum, Linguistik-Studenten beim Forschen und beim Schreiben von Examens- und Doktorarbeiten zu unterstützen. Vor allem Letzteres war schwer, und nicht selten scheiterten meine Bemühungen daran, dass die KandidatInnen zwar gute Ideen hatten, aber nicht in der Lage waren, daraus gut aufgebaute und gut lesbare Texte zu machen. Diese Fähigkeiten ließen sich auch nicht in den Doktorandenkolloquien vermitteln. Wie allgemein üblich wurde dort hauptsächlich über schon geschriebene Kapitel gesprochen, und nicht selten war daran auch allerhand auszusetzen. Zum Beispiel waren Fragestellung und Aufbau nicht in Ordnung oder der Verfasser hatte das Vorwissen seiner potenziellen Leser falsch eingeschätzt.

Wenn solche Mängel angesprochen wurden, fühlten sich die TeilnehmerInnen vielfach entmutigt und sie hatten es schwer, ihre Texte entsprechend zu korrigieren. Manchmal half es zwar, wenn die Verbesserungsvorschläge nicht von mir, sondern von Kommilitonen kamen. Aber dabei gab es auch Konkurrenz, und namentlich die neu Hinzugekommenen ließen sich dadurch einschüchtern.

Immer wieder kam es auch vor, dass Arbeiten unvollendet liegen blieben, oder dass die Autoren gar nicht erst den Anfang fanden. Um ihnen zu helfen, wäre es nötig gewesen, über ihre vermutlich ineffektiven Schreibstrategien zu sprechen. Aber darüber war damals erst wenig bekannt, und es fehlten auch geeignete Verfahren, diese zugänglich zu machen.

Zu dieser Zeit hatte ich gerade zusammen mit meinem Kollegen Georg Auernheimer und MitarbeiterInnen eine Untersuchung der Kommunikation in Unterrichtssituationen begonnen. Mit Hilfe von Videoaufnahmen wollten wir herausfinden, wie Vortragende verbal und nonverbal mit ihren Zuhörern interagieren. Eine Kamera war dabei auf den Referenten und die andere auf die Zuhörer gerichtet. Nach dem Referat äußerte sich zuerst der Referent darüber, wie er mit der Vorbereitung und mit der Referatsituation zurechtgekommen war, und anschließend sagten die übrigen Teilnehmer etwas

dazu, wie es ihnen beim Zuhören gegangen war und welche Gedanken ihnen dabei gekommen waren. Danach wurden Ausschnitte der Aufnahme gezeigt. Auf dieser Grundlage ließen sich dann auch – teilweise zumindest – die Strategien rekonstruieren, von denen sich der Referent bei der Planung und Ausführung seines Vortrags hatte leiten lassen (Auernheimer/ Keseling 1993).

Dieses Projekt regte dazu an, auch die Strategien beim Planen und Verfassen schriftlicher Texte in ähnlicher Weise zu untersuchen und damit eine Grundlage für effektivere Hilfestellung in Examens- und Doktorandenkolloquien zu schaffen.

Natürlich war es nötig, die Versuchsanordnung für den neuen Zweck abzuändern. Aber die Verbindung zwischen beiden Vorhaben war der Einsatz von Video und die Berichte der Vortragenden über ihre Vorbereitung. Neu war indessen, dass die Probanden nicht nur interviewt wurden, sondern dass sie darüber hinaus aufgefordert wurden, während des Schreibens laut zu denken, also alles auszusprechen, was ihnen gerade durch den Kopf ging.

Nach einer anfänglichen Experimentierphase wurde daraus ein größeres von der DFG gefördertes Projekt. Da wir hier in erster Linie Grundlagenforschung zu leisten hatten – die sog. prozessorientierte Schreibforschung stand damals erst in ihren Anfängen – ließ es sich allerdings nicht vermeiden, dass wir die ursprünglich praktischen Ziele ziemlich bald aus dem Auge verloren. Die Daten, die wir erhoben und aufgearbeitet hatten, verführten dazu, die unterschiedlichsten Themen anzuschneiden. Als Konversationsanalytiker interessierten wir uns z.B. für Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen schriftlicher und mündlicher Kommunikation oder wir gingen der Frage nach, ob sich aus den unterschiedlichen Körperposition beim Schreiben Erkenntnisse über die kognitiven Prozesse gewinnen lassen.

Erst sehr allmählich schälte sich dann die Frage heraus, um die es unter anderem auch in der vorliegenden Untersuchung geht, die Frage, mit Hilfe welcher Strategien es guten oder geübten Schreibern gelingt, in angemessener Zeit einen Text zu produzieren und welche (wohl überwiegend mentalen) Aktivitäten dabei ausführt werden. Um diese Fragestellung einzugrenzen, beschränkten wir uns bei den Schreibaufgaben zunächst auf Kleintexte wie Zusammenfassungen eines kurzen wissenschaftlichen Textes, Wegbeschreibungen, Märchen und Geschäftsbriefe, also Textsorten, von denen wir annahmen, dass die Versuchspersonen damit keine größeren Schwierigkeiten haben würden. Bis zu einem gewissen Grade erwies sich

das als richtig, und es gelang auch halbwegs, die entsprechenden Strategien zu rekonstruieren.

Ein nächster Schritt war dann, das Schreibverhalten von Wissenschaftlern zu erkunden, wozu bislang allerdings nur eine kleinere auf fünfzehn Interviews basierende Untersuchung durchgeführt werden konnte.

Aber damit hatten wir nur erst herausgefunden, wie geübte Autoren bei gelungenen Schreibprozessen vorgehen. Von dem ursprünglichen Ziel, Genaueres über die ineffektiven Strategien der Studierenden und Graduierten herauszufinden, die sich beim Schreiben schwer taten, waren wir nach wie vor weit entfernt.

Um eine Brücke von der Schreibforschung zur Schreibberatung zu schlagen, gründeten wir 1993 ein Schreiblabor, in dem – nach amerikanischem Vorbild – Autoren, die im Prinzip wissenschaftlich schreiben konnten, damit aber dennoch zeitweise oder ständig Probleme hatten, Hilfe erhielten. Die Beratung fand in einer in jedem Semester angebotenen Schreibgruppe statt. Die TeilnehmerInnen schrieben dort ihre begonnenen Arbeiten weiter und waren aufgefordert, vorher und nachher über ihre Probleme zu sprechen. Die Vor- und Nachrunden wurden auf Tonband mitgeschnitten.

Auf diese Weise war es möglich, im Laufe des Semesters auch Zugang zu den mentalen Aktivitäten dieser zeitweise blockierten Schreiberinnen und Schreiber zu gewinnen und daraus wiederum Rückschlüsse auf die vermuteten ineffektiven Strategien zu ziehen. Es stellte sich heraus, dass es zwischen dem Schreibverhalten der zeitweise blockierten und dem Schreibverhalten der nicht blockierten Autoren in der Tat gravierende Unterschiede gab, dass aber auch die Letzteren oft mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Aber während die blockierten Autoren angesichts der Schwierigkeiten vorübergehend oder ganz kapitulierten, suchten die nicht blockierten nach Lösungen und konnten den Schreibprozess fortsetzen.

In meiner Arbeit geht es um nicht geglückte und um geglückte Schreibprozesse und die dabei zu Grunde liegenden kognitiven Prozesse. Unter anderem will ich zeigen, dass Schreiben zu den Tätigkeiten gehört, die schon von der Sache her gesehen schwer sind, und worin diese Schwierigkeiten im Einzelnen bestehen.

Beim Planen und Schreiben dieses Buches habe ich von Vielen Hilfe erhalten. Mein Dank dafür gilt zu allererst Cornelia Rau und Arne Wrobel. Mit ihnen zusammen habe ich 1982 damit begonnen, mich in die prozess-

orientierte Schreibforschung einzuarbeiten und sinnvolle und zugleich praxisnahe Fragestellungen zu entwickeln. Viele in den folgenden Kapiteln dargestellten Ideen und Forschungsergebnisse sind aus den Diskussionen mit ihnen hervorgegangen. Matthias Müller, Stephanie Sacher, Roland Schmitt-Raiser und Christiane Schönfeldt danke ich für ihre Mitarbeit in unserem Schreiblabor. Ohne ihre aktive und einfühlsame Leitung und Ko-Leitung der Schreibgruppen wäre es nicht möglich gewesen, des Ansturms der Hilfe Suchenden Herr zu werden. Meinen KollegInnen aus der Schreibforschung und Schreibberatung Ingrid Furchner und Hanspeter Ortner danke ich dafür, dass sie mich ermutigt haben, das Buch zu Ende zu schreiben, und dass sie mit der Lektüre des Manuskripts und ihrer konstruktiven Kritik zur besseren Lesbarkeit beigetragen haben. Einen Dank besonderer Art sage ich Claudia Rosenkranz. Sie hat mein Buch mit den Augen einer erfolgreichen Romanschriftstellerin gelesen und den Anstoß dazu gegeben, den Text so umzubauen, dass er auch für Laien interessant wird. Da ich bis kurz vor der Einsendung des Manuskripts an den Verlag immer noch neue Fehler entdeckte, war eine gründliche Schlussredaktion erforderlich: Ich danke Lydia Tschakert, G. Ochs, Thomas Schweer und Claudia Skrdland dafür, dass sie diese Arbeit übernommen haben, und ich danke zugleich auch der Verlagslektorin Barbara Emig-Roller für ihre zahlreichen Ratschläge, die nicht nur die grafische Ausgestaltung, sondern auch inhaltliche Details betrafen.

Schließlich werde ich ständig den fünfzehn im Anhang aufgeführten Wissenschaftlern dankbar sein sowie den Versuchspersonen und den TeilnehmerInnen an den Schreibgruppen. Ohne sie hätte ich die Untersuchung über Schreibstrategien und Blockaden gar nicht erst beginnen können.